

Christuskirche Schulau

Feldstraße 32-36, 22880 Wedel

Predigtimpuls

Reminiscere - 01. 03. 2026

von Pastor Udo Zingelmann

Predigttext: Römer 5,1-11

Der Friede Gottes des Vaters, die Liebe seines Sohnes Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Amen

Liebe Gemeinde,

Ich erinnere noch einmal an den ersten Satz aus der Epistel, da Paulus schreibt:

„Da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus; durch ihn haben wir auch den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben wird.“

Wir haben Frieden mit Gott – haben wir Frieden mit Gott, und Frieden mit uns selbst?

„Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Oder anders ausgedrückt: „Wie werde ich vor Gott gerecht?“ Das war die Frage, mit der Martin Luther einst als junger Mönch so lange gerungen hat. Für ihn war diese Frage noch existentieller, noch wichtiger, als wir uns das heute vorstellen können: schließlich hing daran, wie man seinen Frieden mit Gott machen konnte, das Seelenheil – das Ergehen der unsterblichen Seele nach dem Tod. Und die Schrecken des Fegefeuers für den Fall, dass man nicht seinen Frieden mit Gott machen konnte, waren zur Zeit des Mittelalters die größte Angst des Menschen. „Wie werde ich also vor Gott gerecht, so dass er mich in sein Himmelreich aufnimmt und nicht im Fegefeuer verkommen lässt“, so fragt sich der junge Mönch Martin. Man kann dazu vielleicht an die entsprechenden Bilder des jüngsten Lutherfilmes denken, wo Martin in seiner Zelle hin und herläuft und im wahrsten Sinne des Wortes mit sich ringt. Und er selbst beschreibt später sein Dilemma so: *„Ich glaubte, dass Gerechtigkeit Gottes so zu verstehen sei, dass Gott gerecht ist und von mir verlangt, gerecht zu sein.“* Und seine Ehrlichkeit oder vielmehr Schonungslosigkeit gegenüber sich selbst sagte dem jungen Mönch, dass er so nie und nimmer gerecht werden könne. Schließlich musste er wieder und wieder an sich feststellen, dass immer noch nicht perfekt war, immer noch ein falsches Wort sagte, immer noch mehr an Essen, Trinken oder andere irdische Genüsse dachte als an Gott, seine Liebe zu Gott immer noch nicht bedingungslos war – so wie er es jedenfalls empfand. Und damit schien er einem Gott gegenüber zu stehen, der für so einen Menschen doch nur Zorn empfinden musste und er beschreibt sogar, dass er anfang, Gott zu hassen, der offenbar so hohe Anforderungen, die gar nicht erfüllbar waren, an ihn stellte und ihm nur den Weg ins Fegefeuer offen zu lassen schien.

Bis er lernte, so beschreibt es Luther, *„auf den Zusammenhang der Worte“* an dieser und anderer Stellen des Römerbriefes *„zu achten, dass Gerechtigkeit Gottes nicht etwas ist, was Gott von uns fordert, sondern dass Gott uns gerecht macht durch den Glauben an ihn. Da tat sich mir der Himmel auf...“* Und die Antwort auf die so quälende Frage *„Wie bekomme ich einen gnädigen Gott“* löste sich auf gleichsam wunderbare Weise: *„Indem du an ihn glaubst und auf seine Liebe und Gnade vertraust.“* Mehr nicht. Nicht ständige Gebete, Leistungen und Werke, Taten und Entbehrungen fordert Gott von dir, sondern schlicht, an ihn zu glauben. So wirst du vor Gott gerecht. Angesichts der mittelalterlichen, bis dahin allgemein gültigen Theologie, die ja genau auf solche *„Werkegerechtigkeit“* inklusive aller Auswüchse des Ablasshandels setzte, war das eine echte Revolution. *„Der Mensch wird gerecht durch den Glauben allein“* – das ist die sogenannte *„reformatorische Erkenntnis“*; auf diesem einen Satz gründet sich letztlich die ganze evangelische Kirche.

„Der Mensch wird gerecht durch den Glauben allein“ – und, mit den Worten des Predigttextes - *„da wir nun gerecht geworden sind durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott“*.

Liebe Gemeinde, haben wir selbst heute weniger Angst vor dem Fegefeuer, so ist das zum einen eine Errungenschaft eben der Reformation: von dieser fast schon Ur-Angst des Mittelalters hat sie die Menschen befreit – der Glaube an Gott und auch die Mitgliedschaft in der Kirche müssen nicht mehr beworben werden mit der Furcht vor der Hölle. Wir brauchen nicht mehr sagen: wenn du nicht glaubst, dann kommst du in die Hölle! Sondern wir können erzählen von einer unendlichen Hoffnung und einer Liebe, die uns gut ist. Die gute Nachricht ist zwar nicht, dass es keine Hölle gibt – aber die Gute Nachricht ist, dass wir einen Gott haben, der dafür sorgen kann und wird, dass wir nicht hineinkommen. Die Gute Nachricht ist, dass wir angenommen sind von diesem Gott mit unserem ganzen Leben, mit unseren Fehlern und Schwächen – theologisch gesprochen mit unseren Sünden – so wie wir sind. Und manchmal, obwohl wir so sind, wie wir sind.

„So haben wir Frieden mit Gott“ – wir drücken das heute anders aus, aber für viele Menschen ist diese Aussage immer noch ähnlich wichtig wie damals für den ringenden Mönch in seine Zelle. Jedes Kind weiß oder spürt doch zumindest, wie gut es tut, wie nötig es ist, von den Eltern geliebt zu werden. Jeder Heranwachsende weiß und spürt, wie viel schöner es ist, Frieden mit seinen Freunden und Freundinnen zu haben als Stress (auch wenn der manchmal unvermeidlich ist) – und viele Erwachsene spüren, wie sehr sie einen Ort brauchen, an dem sie nicht in Frage gestellt werden, an dem nicht ihre Leistung oder ihre Persönlichkeit beurteilt wird. Viele wissen, wie sehr man einen Ort braucht, den man *„Heimat“* nennen kann. Und ich meine damit sowohl das irdische Zuhause, die Wohnung, den Ort, den man kennt, wie auch das Zuhause im himmlischen Sinne. *„Wir haben Frieden mit Gott“* – symbolhaft sichtbar wird das in der Taufe, die auch darum für uns als Sakrament für uns so wichtig ist. Und zwar nicht nur für Kinder, sondern ebenso für Erwachsene. Ein Beispiel: *„Gott, ich danke dir, dass die Zeit meines Umherirrens zu Ende gegangen ist“*, so das Gebet eines 37jährigen Mannes, der gerade getauft worden ist. Er hat weder Mutter noch Vater mehr, lebt – ohne bezahlte Arbeit – an einem Ort, der ihm bis vor kurzem ganz fremd gewesen war, teilt sich eine winzige Wohnung mit einem anderen, den er kaum kennt. Dass er jetzt getauft ist, bedeutet für ihn, angenommen und aufgenommen zu sein, einen Ort in der Welt zu haben.

„So haben wir Frieden mit Gott“ – das heißt nichts anderes, als dass mein Leben, meine Person, mein Sein in der Welt, von Gott angenommen und gesegnet ist, so kurz und unsicher es auch sein mag. Dem widerspricht auch nicht, dass wir einst auf diese Welt gekommen sind, ohne uns dafür entschieden zu haben, und eines Tages wieder gehen müssen, wenn es uns recht sein wird oder nicht. Wir sind und bleiben Gäste und Fremdlinge auf Erden, und nichts ist ungesicherter als das menschliche Leben. Hans Thoma hat in absichtsvoll naiven Versen die Unheimlichkeit des menschlichen Daseins geschildert: *„Ich komm, weiß nit woher; ich bin und weiß nit wer; ich leb, weiß nit wie lang; ich sterb und weiß*

nit wann; ich fahr, weiß nit wohin; mich wundert`s, wenn ich fröhlich bin.

Da mir mein Sein so unbekannt, geb ich es ganz in Gottes Hand – die führt es wohl, so wie ich bin. Mich wundert`s, wenn ich noch traurig bin.“

Zwischen diesen beiden Polen – der traurigen Verlassenheit derer, die sich gegen ihren Willen in die Welt geworfen sehen und der fröhlichen Gelassenheit derer, die dieses Schicksal aufrecht annehmen, liegt – so glaube ich – religiös gesprochen das Wissen: „*wir haben Frieden mit Gott*“. Wir sind gemeint und gewollt, und sind, solange wir das Leben haben, etwas anderes als umherirrende Fremdlinge in dieser Welt (und der nächsten). Es lebt sich ganz einfach gesagt leichter, wenn ich weiß: Gott ist mir gut, ich habe Frieden mit ihm.

Und dem widerspricht auch nicht, dass das menschliche Leben trotzdem und immer mit Unfrieden belastet ist – dass Menschen einander bekämpfen, miteinander ringen, sich gegenseitig ausbeuten – dass menschliches Leben immer wieder im wahrsten Sinne des Wortes be-leidigt wird, mit Leid belegt, das unerklärlich bleibt, wenn Unfälle geschehen oder Naturkatastrophen hereinbrechen oder Krankheit. Paulus hat einen eigenen Umgang mit dem gefunden, was er „Bedrängnisse“ nennt: „*wir rühmen uns auch der Bedrängnisse, weil wir wissen, dass Bedrängnis Geduld bringt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung, Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden; denn die Liebe*

Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist.“

Man könnte das etwas locker so verstehen, dass Paulus meint: „Sogar, dass wir jetzt leiden müssen, ist uns ein Grund zur Freude.“ Für einige heute mag das zynisch klingen – ich jedenfalls habe das noch nicht erlebt. Aber dazu ist in Rechnung zu stellen, dass die Bedrängnisse, von denen Paulus spricht, sich natürlich auf die Erfahrungen seiner Zeit beziehen: die ständigen Anfeindungen des noch jungen Christentums, die konkreten Verfolgungen und Verhaftungen durch die römischen Behörden – schließlich ja auch Paulus selbst – die das junge Christentum als eine staatsgefährdende Sekte ansahen und die Anfeindungen der jüdischen Mitbürger, für die der Glaube an Jesus als den Sohn Gottes schlichte Gotteslästerung war. Abgesehen davon, dass für Paulus solche Gegnerschaft ihm doch auch zeigte, dass er ernst genommen wurde – denn jemand, den man nur für einen harmlosen Spinner hält, ignoriert man und macht sich nicht die Mühe, ihn einzusperrern – hat er in diesem Leiden für sich doch auch erlebt, dass Leiden über Bewährung (nämlich darin standhaft geblieben und seinen Glauben nicht verleugnet zu haben) zu Hoffnung und schließlich der Gewissheit der Liebe Gottes führt. Das kann man natürlich nicht verallgemeinern: glaubwürdig sagen kann das nur jeder für sich selbst, der es erlebt hat. Aber dass Leiden verändern kann, dass Menschen aus bestandenen Leiderfahrungen verändert hervorgegangen sind, das kann ich insgesamt doch bestätigen. Wie gesagt, jede und jeder wird das für sich selbst sagen müssen. Aber viele Menschen haben erlebt, dass auch – oder gerade – in Zeiten wo es ihnen schlecht geht, sie die Hand Gottes gespürt haben der auch in Krisen wenn auch erst im Nachhinein einen Sinn sehen konnten.

„In dir ist Freude in allem Leide“, so sagt es ein altes Kirchenlied. Ein nahezu unerträglicher Satz für Menschen, die hart vom Leid getroffen sind. Aber Paulus meint eben doch auch etwas anderes, wenn er sagt: „Sogar dass wir hier noch leiden müssen, ist uns ein Grund zur Freude“. Wir müssen noch leiden, ja – aber wir wissen

auch, dass wir einst von Gott her erlöst sein werden. Nicht als Vertröstung auf das Jenseits, sondern in dem Wissen, dass diese Erlösung jetzt schon in unser Leben hineinwirkt. Dort nämlich, wo wir das Leid anderer ansehen können; wo wir uns wehren gegen unnötiges Leid und ganz bestimmt da, wo wir andere in ihrem Leid nicht allein lassen. Daraus kommt dann auch die Kraft oder zumindest die gelassene Ruhe der Kirche, zu tun, wie ein altes Glaubenszeugnis der Kirche es beschreibt:

Mitten in Hunger und Krieg

feiern wir, was verheißen ist: Fülle und Frieden.

Mitten in Drangsal und Tyrannei

feiern wir, was verheißen ist: Hilfe und Freiheit.

Mitten in Zweifel und Verzweiflung

feiern wir, was verheißen ist: Glauben und Hoffnung.

Mitten in Furcht und Verrat

feiern wir, was verheißen ist: Freude und Treue.

Mitten in Hass und Tod

feiern wir, was verheißen ist: Liebe und Leben.

Mitten in Sünde und Hinfälligkeit

feiern wir, was verheißen ist: Rettung und Neubeginn.

Mitten im Tod, der uns von allen Seiten umgibt,

feiern wir, was verheißen ist durch den lebendigen Christus.

Amen